Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1931

244 (21.10.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Ein Achtgroschenjunge

Erzählung aus der Berliner Unterwelt

Von Georg Hülsebeck.

Der „Prinz" trat ein. Er wechselte mit dem Zapfer einen schnellen Blick, dann schob er sich durch die Tischreihen. Lachen und Grölen begleiteten ihn. Der „Prinz" pfiff sein Quitschliedchen durch die gespitzten Lippen. Mit komischer Grandezza schob er den verbeulten Klamottenhut vom Hinterkopf in die Stirn, stülpte ihn über die Augen, wenn jemand rief: „Na, Prinzenkindchen, wie ist es mit ne Molle?" oder „wenn de dir deine Kohlrübe abjeseift hast, kannste herkommen und 'n Märchen assähln!" Der „Prinz" lüftete mit weltmännischer Eleganz seinen Hut und zeigte seine spiegelblanke Glatze; dann trat er hin zu dem Tisch, an dem ein Märchen verlangt wurde, ging gemessenen Schrittes, umjohlt von der entfesselten Meute Mensch, setzte sich zwischen zwei grell bemalte Mädchen und sagte: „C'est la vie!" Der Kellner kam und stellte eine Molle vor ihn hin. Auf der Estrade saßen ein einäugiger Klarinettist, ein Klavierspieler und ein Greis mit dem Schifferklavier, die begleiteten den heiseren Musikautomaten und gaben sich Mühe, das Tempo der rasselnden Musik einzuhalten.

Am eisernen Ofen saß in sich zusammengesunken ein hagerer Männchen. Es trank eine Molle nach der anderen, und nach jedem Schluck erschütterte ein Zucken den ganzen Körper. Aus kleinen entzündeten Augen stierte es in das Chaos aus Trunkenheit und zerschämtem Feilschen, aus fleischerner Stimmungsmache und schmutzig schwülem Geglitzer, aus rissiger Seide und brüchiger, penetranter Zuchtheikoketterie . . . Er saß da, der Kleine, Mickrige, Gnomenhafte, und rieb sich die Hände, daß sie in den Gelenken knackten. Der „Prinz" saß zwei Tische von ihm entfernt, sah hinab auf seine knöchernen, mit unsagbar weißer Haut bespannten Hände und erzählte ein Schauermärchen, unter dessen Pointen die Dirnen im Umkreis sich duckten wie unter sausenden Peitschenhieben. Ich saß zwischen dem „Prinzen" und dem Kleinen und lauschte.

Der Kleine sagte zu einem Mädchen, das sich das vom schleichenden Laster angefressene Gesicht rosarot überpuderte: „Mir . . . mir soll der ook ne Geschichte erzählen. Ick bin scharf auf sowat! Und wenn der mir die Geschichte erzählt hat, dann wer ich ihm ooch eine flüstern . . ." Das Mädchen ahnte nichts gutes und sagte leise: „Mann, laß doch den sausen! Der is ja nich janz von heute. Den hamse doch vajessen, mit Kaltwasser zu behandeln, det mußte doch sehn, Männsch. Kiek dir den doch an mit seiner Spiegelglatze und seine jetuschten, verversichten Oogendeckels. Det is doch der Prinz, Männsch! Den kennste nich? Den rühr man nich an! Sonst jehts dir drewich. Den nehme se alle in Schutz . Aba hier um die Ecke ist meine Abstei . . ." . . . Sie brach jäh ab.

Der kleine Mann, der bisher unbeachtet vor seinen Mollen gehockt hatte, reckte sich plötzlich auf und keifte befehlend, wie man einen störrischen Köter ruft: „Hierher kommste, Prinz! Ganz kusch! Hierher . . . Na, wirds bald?"

Der Prinz war gerade bei einer finsteren, sentimentalen Stelle seines Märchens angelangt, als der asthmatische Schrei alle aufschreckte . . . Der Zapfer kam von der Theke und trat auf den Gnom zu. „Schtieke!" sagte er leise, „ganz schtieke, Mensch sonst fliegste raus!" Da fiel der Kleine in seine Lethargie zurück: „Du Dussel! Wenn du zum erstenmal hier drinne bist, kannste doch nicht sone Lippe riskieren!"

Der „Prinz" hatte die Mädchen in sentimentale Ekstase gebracht. Die Wirkung jenes Märchens war wieder verblüffend. Die Gannoven lachten ein unechtes, verbissenes Grinsgelächter vor sich hin. Auch ich war seltsam gefesselt von der Erzählung des Prinzidioten, von dieser kitschigen, rührseligen, mit knalligen, gruseligen Pointen durchsetzten Erzählung, die vom langsamen Sinken einer Königin zur letzten, allerletzten Straßenhure handelte, und die, wie mir schien, mit scharfer Ueberlegung auf diesen „Publikumsgeschmack" zurechtgemacht war.

Der Prinz erhob sich und ging hin zu dem Kleinen. Der nahm jetzt keine Notiz von ihm und murmelte unzusammenhängende Sätze vor sich hin. „C'est la vie!" sagte der Prinz und begann eine neue Geschichte.

Diesmal schwieg die Musik. Diesmal herrschte tatsächlich atemloses Schweigen. Diese Geschichte handelte von einem kleinen, armen Kerl, der seine ganze, zertretene Existenz dem schmutzigsten Verbrechen widmete! Ein Schlemihl war das, einer, der überall zu spät kam und immer die Strafen für andere abmachte, ein Dilettant des Verbrechens, der immer und überall verpfiffen wurde, eine Schießbudenfigur, die immer mit einem Bein im Zuchthaus stand, ein dürrer, kleiner gnomenhafter Kerl. „Eines Tags," erzählte der Prinz, „entwich er aus dem Zuchthaus, er lief über Felder und Aecker, lief durch die Nacht . . . Er lief, und es gelang ihm, zu entkommen! Er kam in die große Stadt, er tauchte unter, trank seine Mollen und war einer wie die anderen. Aber sein Schicksal wollte nicht, daß er sich lange der Freiheit erfreute. Er kam in ein Lokal, und statt sich unauffällig zu benehmen, wie die anderen Zünftigen, schrie er und tobte . . ."

Der Kleine war aufgestanden. Ganz ruhig . . . Er hielt ein Schießeisen in der Hand. „Vaflluchte Achtgroschenjunge," röchelte er. Ein Schuß knallte. In der nächsten Sekunde herrschte wüstes Schreien und Toben im Lokal. Das Mädchen mit zernarbtem Gesicht hatte die Hand des Kleinen hochgeschlagen. Das Geschoß stak in der Decke. Der „Prinz" saß da, kleine Schweißtropfen auf seiner Stirn. Der Kleine rang verzweifelt mit sieben Männern, die auf ihm knieten.

Die Ausgänge waren versperrt. Der Zapfer und die Rausschmeißkellner drängten die schweren Jungs und ihr Spinnen zurück. Nur nicht die Aufregung auf die Straße tragen! Nur keine Polizei und keine Razzia! Das sah man ein. Man setzte sich wieder. Die erregten Wogen glätteten sich . . . Die Türen wurden geöffnet.

Der Prinz warf neckische Kußhändchen und niedliche Scherze in das Publikum, das wieder grölte und jucheite. Die Musik spielte infernalisch.

Er ging hinaus in die Nacht und pfiff mit spitzen Lippen sein Quietschliedchen. Ich folgte ihm. Er trug seinen verbeulten Hut wie eine Narrenkrone. Die Mädchen der Gasse lachten heiser hinter ihm. „Prinzenkindchen, gib mir eine Zigarette!" Er ging weiter. Vor einem Café lehnte ein schmalhüftiger Jüngling. Er verbeugte sich tief. „Hoheit belieben, ein Märchen zu erzählen?" ermunterte er. „Es sind schöne Gäste drin . . ." Der Prinz verschwand in einem Haus.

Wenige Minuten später rasselten Polizeiautos durch das Viertel. Das Mädchen mit dem lasterhaften Gesicht stand auf der Straße und sagte zu andern lusterbötigen Liebedienerinnen: „. . . und der Prinz ist doch'n Achtgroschenjunge! Der hebt uns die Polente auf 'n Hals. Der kennt uns alle so genau, wie er den Kleenen, der jetzt da seine Senge bezieht, jekannt hat."

Razzia!

Wilde Flucht in die Haustore, in die Destillen. Aufgescheuchte Paare hasten . . . „Weisen Sie sich aus! Weitergehen, bitte!" Plötzlich wird scharf geschossen. Man schleppt den kleinen, gnomenhaften Kerl mehr tot als lebendig heraus! Wortfetzen schwirren. Mörder! Entwichener Zuchthäusler!

Ich ging durch die engen Straßen. „Achtgroschenjunge oder Idiot! Spitzel oder Narrenkaiser! Jäger oder Gejagte!" Das waren meine Gedanken.

Zur badischen Akademiegründung

Nun sind wir alle Not und Sorgen los,
Baden erhebt sich aus des Elends Schoß!
Des Geistes Sonne leuchtet hell wie nie
Aus Karlsruh's neuer Dichterakademie.

Vergessen sind der Wirtschaftskrise Wunden.
In Karlsruh' ward der Weisen Stein gefunden.
Der Hunger, der die Knochen uns zerreißt,
Er wird gestillt durch akademischen Geist.

Heil dir o Volk, daß solche Namen
Wie Burte, Muckle, Berl zu Hilfe kamen!
Hätt'st du als Führer lang sie schon erkoren,
Du hätt'st nicht elend dich im Sumpf verloren.

Raiffeisen, Nordwolle, Devaheimskandal,
Sie sind nicht schuld an deiner Qual.
Denn überall, Volk, kannst du lesen:
All diese Männer sind treu deutsch gewesen.

Gesinnung sühnt die Tat. Den hehren Glauben
Wollten, o Volk, dir die Marxisten rauben.
Der Geist mit Hunderttausenden fundiert
Ist nie vom rechten Weg noch abgeirrt.

Die wahre Demut, Volk, hast du vergessen!
Zu eignem Urteil hast du dich vermessen!
Daß echter Geist sich wieder dir verbindet
Ward unsere Akademie — für dich allein — gegründet.

a. e.

Theater und Musik

Badisches Landestheater. Es sei darauf aufmerksam gemacht, daß die jüngst veranstaltete Sonntag-Morgenfeier zum Gedächtnis des Meisters Johann Strauß am Sonntag, 25. Oktober, mit demselben, vom Landestheaterorchester unter Leitung von Josef Krips ausgeführten Programm wiederholt wird. Dabei wird auch, wie das erstemal, Herr Intendant Dr. Hagemann Werk und Persönlichkeit des großen „Walzerkönigs" einer liebevollen Betrachtung unterziehen. Dem am Mittwoch, 21. Oktober, stattfindenden ersten Sinfoniekonzert dieses Winters kommt das größte Interesse aller Musikfreunde zu. Donnerstag, 22. Oktober, kommt das Lustspiel „Nina" zur Erstaufführung, dessen Verfasser, Bruno Frank, unserem Theaterpublikum durch sein Schauspiel „Zwölftausend" und zuletzt durch das Lustspiel „Sturm im Wasserglas" aufs vorteilhafteste bekannt geworden ist. Am folgenden Tage, Freitag, 23. Oktober, wird das Singspiel „Im weißen Rößl" und am Samstag, 24. Oktober, Emil Gött's dramatisches Gedicht „Edelwild" zum erstenmal wiederholt werden. Die diesjährige erstmalige Wiederaufführung von Wagners „Ring des Nibelungen" beginnt mit „Rheingold", dem „Vorabend" des Bühnenfestspiels, am Sonntag, 25. Oktober, und wird in folgender Woche am Mittwoch, 28., mit „Walküre", am Freitag, 30. Oktober, mit „Siegfried" fortgesetzt und am Sonntag, 1. November, mit der „Götterdämmerung" beschlossen. — Im Konzerthaus geht die Schwankoperette „Frauen haben das gern", am Sonntag, 25. Oktober, zum viertenmal in Szene, voraussichtlich wiederum bei vollbesetztem Hause. — Als nächste Klassiker-Neueinstudierung befindet sich Heinrich von Kleists Schauspiel „Der Prinz von Homburg" und in Vorbereitung ferner in der Oper die Uraufführung „Die Maske" von Jenö Hubay.

WAHN-EUROPA 1934

EINE VISION VON HANNS GOBSCH

2 *Nachdruck verboten. Copyright by Fackelreiterverlag Hamburg-Bergedorf*

Dr. Haindl setzte sich, daß es im Gefüge des Sessels kracht. „Die Verbindung zwischen zwei Völkern ist rascher zerschnitten als von neuem wieder angeknüpft", bemerkt er bedächtig und legt den Kopf ein wenig auf die Seite. Er sieht jetzt aus wie ein Landpfarrer: selbstbewußt, einfach, von behäbigem Wohlwollen.

„Es gibt Konsequenzen, die zuweilen gezogen werden müssen", antwortet der Franzose. „In jedem Fall möchte ich Ihnen die Frage vorlegen, Herr Botschafter, ob bei weiterer ungünstiger Entwicklung Ihre Regierung bereit sein würde, Frankreichs Interessenschutz in Italien zu übernehmen?" Er blickte gespannt in die funkelnden Gläser des Deutschen.

Der Deutsche, obwohl er genau weiß, was er antworten wird, überlegt eine Minute. „Im Prinzip, ja", erwidert er leutselig. „Im besonderen Fall allerdings möchte ich auf die schwierige Lage meines Landes hinweisen. Unser Volk würde die Uebernahme des französischen Schutzes in Italien als Freundschaftsdienst für Frankreich werten, als Spitze gegen Italien . . . bitte, nur ganz gefühlsmäßig, Herr Baron. Ob es sich nicht empfiehlt, mit dieser Aufgabe eine Macht zu betrauen, die den Dingen ferner steht als Deutschland?"

Also glatte Ablehnung! — denkt der Franzose und zieht die weißen Augenbrauen zusammen. Sind etwa die Berliner mit Capponi schon einig?

„Sie würden dann vermutlich auch nicht die italienischen Interessen in Frankreich wahrzunehmen gewillt sein, hoffe ich?" Ganz ruhig spricht Saint Brice, obwohl ihm die Unruhe im Blut sitzt.

„Das weiß ich wirklich nicht", lacht der Bayer gutmütig.

Saint Brice trommelt leise die Fingerspitzen gegeneinander. Warum ist der Deutsche plötzlich so zurückhaltend? „Ich hatte vorhin bei meinem Vorschlag die freundschaftlichen Beziehungen im Auge, die Ihr Land und das meinige seit Jahren verbinden."

Der Bayer erkennt den Versuchsballon in seiner ganzen Größe. Feierlich erklärt er: „Es liegt kein Grund vor, unsere freundschaftlichen Beziehungen zu mindern, Herr Baron."

Saint Brice guckt in die Brillengläser des Deutschen. „Wir dürfen uns der deutschen Freundschaft versichert halten?"

„Aber ganz gewiß, Baron", beteuert der andre.

Dr. Haindl lacht harmlos. „Einen Blankowechsel kann ich natürlich nicht ausstellen. In der Weltgeschichte verschieben sich zuweilen die Interessen in Jahren und Monaten."

„Sehr richtig!" Jetzt packt Saint Brice zu; der Uebergang ist günstig. „Auch zwischen Deutschland und Frankreich kann diese Verschiebung erfolgen, im Sinne einer noch größeren Vertiefung unsrer Freundschaft, nicht wahr? Der Locarnopakt schließt zwar von Haus aus feindselige Handlungen vom Rhein her aus, trotzdem ließen sich unsre Bindungen noch fester gestalten als bisher."

Unbewegt sitzt der Bayer da. Aber im Innern stutzt er wie ein Gemsbock, der Witterung bekommt.

„Wir haben es ganz in der Hand", fährt der Franzose liebenswürdig fort, „uns enger zu . . . sagen wir ruhig: zu alliieren. Deutschland und Frankreich sind aufeinander angewiesen . . ."

„Das habe ich seit Jahr und Tag vertreten!" wirft Dr. Haindl lebhaft dazwischen.

„Dafür bin ich Ihnen immer dankbarst verpflichtet gewesen, Herr Botschafter. Sie und wir, wir beide kämpfen um den Sieg der Demokratie in Europa. Wer soll siegen? Der Faschismus, der den Erdteil zu Kasernenhöfen macht, oder die Demokratie, die nationale Hegemonien ablehnt und die Freiheit aller Völker verbürgt?"

„Mit Vorbehalt!" nickt der Deutsche etwas boshaft. „Uebrigens hat auch die Demokratie die Kasernenhöfe noch nicht überflüssig gemacht."

Der Hieb sitzt, aber der Greis führt eine behende Klinge. „Wir stehen erst am Anfang der Demokratie. Freiheiten, wo sie noch entbehrt werden, können nachgeholt werden! Wird Deutschland zögern, sich für die gemeinsamen Kampfziele einzusetzen? Wenn wir uns jetzt aufrichtig zusammenfinden, ist der bedrohte Frieden gesichert. Gegen unser Bündnis wird sich Herr Capponi überraschende Reserve auferlegen. Stimmen Sie mir zu, Herr Botschafter?"

Der Deutsche schweigt hartnäckig. Da stand das Wort klar gemeißelt im hohen Raum: Bündnis! — Endlich entgegnet er ernst und würdig:

„Frankreich—Deutschland als aufrichtige Freunde — es käme neues Leben über die europäischen Ruinen! Sie deuten ein militärisches Bündnis an, Herr Baron?" Saint Brice nickt eifrig. „Das Wort hätte schon vor Jahren fallen müssen", fährt Dr. Haindl fort, „dann hätte sich ein andres Wort nicht so bitter in mein Volk eingefressen: Versailles."

„Dieses Wort kann vergessen gemacht werden, Herr Botschafter. Aber Leistung müßte gegen Leistung stehen."

„Wir haben kein verwendungsbereites Heer", sagt der Deutsche melancholisch.

„Mit unserer Hilfe stampfen Sie es binnen zwei Wochen aus der Erde, wenn es not täte. Ihre Industrie stellt sich von heute auf morgen auf Krieg um."

„Bliebe immer noch die geistige Verfassung unsres Volkes. Waffenbrüderschaft zwischen Deutschland und Frankreich, sei es zunächst auch nur auf dem Papier, bedürfte erst eines lange vorgeackerten Bodens. — Mehr als Neutralität in Ihrem Streit mit Rom würden wir kaum in Aussicht stellen können, fürchte ich."

„Das ist keine Gegenleistung, verehrter Herr Botschafter", lächelt der Franzose mit nervöser Eile. „Ihnen liegt doch daran, daß der Versailler Vertrag kassiert wird, nicht wahr? Dann müßten Sie uns vollwertigen Ersatz bieten. Denn Polen und die kleine Entente würden uns sofort die kalte Schulter zeigen."

Wuchtig und behäbig schiebt sich der schwere Körper des Deutschen vom Sessel in die Höhe. Geschäftsmäßig sagt er: „Ein andrer Preis als Neutralität würde meiner Regierung vermutlich zu hoch dünken." Es klingt nicht anders, als ob er einen zum Kauf angebotenen Gaul ablehnt.

Saint Brice schweigt eine Minute und kombiniert. Neutralität? Das bedeutet so gut wie nichts. Frankreich muß vorher wissen, was am Rhein zu erwarten ist. Für das kleine Wörtchen „Neutralität" soll sich Frankreich um die Früchte eines furchtbar errungenen Sieges bringen lassen? Ob man nicht doch lieber eine Verständigung mit Rom sucht? Ehe fremde Finger anfangen, gierig herumzustochern? Aber wird jetzt der Römer nicht am Ende seine Bedingungen höher schrauben? Niemand weiß, ob nicht Rom und Berlin schon heimlich am gleichen Strang ziehen! Aber mit dem Deutschen ist jetzt kein Geschäft zu machen. Saint Brice hat plötzlich veränderte Gesichtszüge. Verbindlich und selbstsicher sagt er: „Was ich Ihnen vorschlug, war nichts weiter als eine unverbindliche Anregung. Es ist möglich, daß Belgrad die römischen Wünsche noch erfüllt, so daß der Stein des Anstoßes beseitigt wäre."

„Das wäre für alle wünschenswert", antwortet Dr. Haindl mit biederem Lächeln. Im Herzen weiß er, daß Frankreich sich bereits festgerannt hat, daß ein Rückzug eine folgenschwere Blamage, womöglich die Zertrümmerung der französischen Balkanpolitik bedeutet. Der alte Kavalier Saint Brice hat ja im Grunde eine Heidenangst vor dem Krieg! Er will nur die von Deutschland unterstützte moralische Pression auf Capponi!

Als der Botschafter sich verabschiedete, muß er noch eine kleine Drohung einstecken. „Sie wissen", sagt Saint Brice geschmeidig, „daß Politik die mannigfachsten Wege und Mittel kennt, zum Ziel zu gelangen! So oder anders. Immerhin bitte ich Sie, Ihrer Regierung meine Gedankengänge zu drahten und mir Antwort zu bringen."

Als der Franzose wieder allein ist, fühlt er sich müde und abgehetzt. Woher nahm der Deutsche, der ein entwaffnetes Volk im Rücken hat, seine Ruhe und Ueberlegenheit? War der Faden Rom—Berlin wahrhaftig schon so fest gesponnen? Ein mageres Kompromiß mit Capponi war immer noch besser als die offene Frontstellung zum mitteleuropäischen Block, den man damit zusammenschweißen half. Saint Brice tritt grübelnd an das Fenster, schiebt die Vorhänge auseinander. Der Tumult auf der Esplanade will nicht versickern. Alle warten auf das befreiende Wort.

Die Rokoko-Uhr schlägt. Acht silberne Schläge. Drei Säle weiter erwarten die versammelten Minister ihren Chef. Saint Brice straft seine hagere Gestalt. Mit jugendlichen Schritten geht er draußen im Gang an den herumstehenden Dienern vorüber, die ihm bewundernd nachblicken: Unermüdlich ist er doch, der stolze Alte! Er wird es dem Herrn Capponi schon zeigen . . .!

XI

Abends zehn Uhr tobt im Ministerium am Quai d'Orsay immer noch der Kampf. Die undurchsichtige Haltung des deutschen Botschafters hat stärkstes Mißtrauen ausgelöst. Ueber den Rhein wehte anscheinend kein wohlwollender Wind.

Es war plötzlich etwas Fremdes in den Ministerrat gefahren. Immer tauchte wieder die Frage auf, ob man nicht dem Belgrader Bundesgenossen anraten sollte, die Segel zu wenden.

„Das ist dann für die Italiener ein billiges Fressen gewesen!" grollt der Kriegsminister Humette.

„Herr Brandt hat Ihnen das ja vorausgesagt!" triumphiert Ménard mit erbittertem Hohn.

(Fortsetzung folgt.)